

Der Kugelschreiber

Eine klassische Heldenreise



LESEPROBE

Riccardo Rilli
Novelle

Erfahren Sie mehr über den Autor und seine Bücher:
www.rilli.at

Erschienen um tredition-Verlag, Hamburg

ISBN:

Taschenbuch: 978-3-7345-5826-9

Gebunden: 978-3-7345-5827-6

E-Book: 978-3-7380-2404-3

Umfang des gesamten Buches: 124 Seiten

© 2016 Riccardo Rilli

© Leseprobe 2020 Riccardo Rilli

Umschlag, Illustration: Riccardo Rilli

Lektorat, Korrektorat: Richard Götz

Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist zufällig und nicht beabsichtigt. Die kursiv gedruckten Zitate am Beginn der Abschnitte sind aus der Definition einer Heldenreise von Joseph Campbell (1904-1987)

ABSCHNITT 1 – DER RUF

„Erfahrung eines Mangels oder jähes Erscheinen einer Aufgabe.“

Wie begann meine Heldenreise? Ich saß im Büro, die große, weiße Tür geschlossen. Abgeschieden von der Außenwelt. Ich war früh am Morgen gekommen, um zu arbeiten. Acht Dienststunden und ich könnte die Arbeitsstelle kurz nach dem Mittagessen verlassen. Mit Hilfe dieser Zeiteinteilung vermied ich Kontakt mit meinem Zimmerkollegen, der später kam und länger blieb. Ich lehnte mich zurück und ließ die Lehne des schwarzen Schreibtischsessels hin und her wippen. Der Computer startete. Der blaue Schein des Monitors erhellte den dunklen Raum. Das Deckenlicht, vier blendende Neonröhren, hatte ich nicht eingeschaltet. Ich genoss die Ruhe, die Anonymität, die das unbeleuchtete Zimmer bot. Die heimelige Atmosphäre fände mit dem Eintreffen des Kollegen ein jähes Ende.

Meine langen, schlanken Finger suchten die Tastatur auf der Arbeitsplatte des Schreibtischs, die in Buche furniert war. Ich tippte das Passwort ein und wartete, bis ich angemeldet wurde. Bald durfte ich mich auf die Statistiken stürzen. Meine Arbeit bestand aus Tabellen. Ich setzte Zahlen in Kästchen und wertete sie aus. Die Listen betrafen unzählige, verschiedene Arbeitsbereiche und andere Fachabteilungen gaben sie in Auftrag. Ich erhielt die Daten und erstellte Tortengraphiken, Balkendiagramme und Beschreibungen in Beamtenprosa. Meine Tätigkeit fand keine Anerkennung. Lieferten die Statistiken für die Abteilungen günstige Ergebnisse, wurden sie unkommentiert hingenommen. Bei unvorteilhaften Summen hielt man mir schlechte Auswertung vor. Der Großteil meiner Ergüsse blieb ungelesen auf irgendeinem Schreibtisch liegen. Ich betrachtete den silbergrauen Telefonapparat neben dem Monitor.

Am Morgen waren wenige Kollegen im Haus. Um einen zufälligen Anruf auszuschließen, stellte ich das Telefon auf den Anrufbeantworter. Den

Apparat meines Zimmerkollegen ließ ich unangetastet. Wenn er käme und das Telefon wäre umgestellt, könnte ich die erste Auseinandersetzung des heutigen Tages nicht verhindern. Ein vermeidbares Übel. Ich beschloss, es zu ignorieren, sollte der Apparat läuten. Das musste reichen. Die anderen Mitarbeiter wussten, dass er später zu arbeiten begann. Sie riefen nicht an.

Sein Schreibtisch stand meinem gegenüber. Die Monitore waren derart aufgestellt, dass wir den Blickkontakt vermieden. Sie bildeten eine moderne Barriere. Auf dem Tisch des Kollegen stapelte sich das Papier. Neben den aktuellen Tabellen lagen veraltete Ausdrucke, Sportzeitungen und Automagazine. Ich kämpfte Stunde um Stunde, dass die Papierflut nicht auf meine aufgeräumte Tischplatte übergriff.

Wolfgang Koller war zehn Jahre nach mir geboren und in seiner Freizeit viel beschäftigt. Er schleppte den großen, schlanken Körper ins Fitnesscenter, zum Radfahren und im Sommer zum Schwimmen. Er ging in Bars, ins Kino und wechselte

Freundinnen wie andere Unterwäsche. Koller war attraktiv. Die dunklen Haare hatten einen modernen Schnitt und er war mit Jeans, Hemd und Sportsakko bekleidet. Der rasierte Kiefer war breit und seine dunkelbraunen Augen leuchteten. Ein typischer Held, der ebenso ungelesene Statistiken erstellte, wie ich. Wenn er nicht telefonierte. Oder das Büro verließ, um soziale Kontakte im Amt zu pflegen. Seine Bezeichnung für die Treffen mit Kolleginnen und Kollegen, bei denen sie das eine oder andere Bier tranken. Abgabetermine kümmerten ihn wenig. Nach Genauigkeit fragte er nicht. Er schrie in den Telefonhörer, lachte laut und viel und beglückte mich mit Geschichten aus seinem Leben, ohne dass ich sie wissen wollte. Dauerten die Gespräche am Telefon längere Zeit, begann mein Herz zu rasen. Ich war gezwungen, die Arbeit zu unterbrechen und abzuwarten, bis er ging, was keine fünf Minuten nach dem Auflegen passierte. Der Geruch des penetranten Parfums blieb im Raum. Es erinnerte an seine aufdringliche Anwesenheit, während der er versuchte, seine Persönlichkeit in den Mittelpunkt der

Aufmerksamkeit zu stellen. Wenn er nicht sprach, rückte er seine Gestalt mit ständigem Schnaufen durch die verstopfte Nase in den Bereich meiner Achtsamkeit.

Ich hatte zwei Stunden. Dann stieß er krachend die Tür auf, schaltete das Neonlicht ein, stellte seine Sachen mit einem Poltern auf den Tisch und verschwände zum Frühstück. Zeit genug, um mir einen Überblick über die heutige Arbeit zu verschaffen, einen Kaffee zu kochen und ihn in angenehm einsamer Dunkelheit zu genießen.

Ich blätterte durch die neuesten E-Mails. Mir kam ein Gedanke. Die Worte drängten in meinen Geist und ich hielt es für erforderlich, sie aufzuschreiben. Ich wusste, es waren Sätze, die die Welt lesen sollte. Ich verspürte das Verlangen, mich mitzuteilen. Mein Wissen, das mir jäh ins Gehirn schoss, mit der Gesellschaft zu teilen. Von einem Augenblick auf den anderen erschien es mir unaufschiebbar. Ich wollte das Textverarbeitungsprogramm öffnen und tippen. Ich erkannte, dass der Text handgeschrieben werden musste. Er verlöre die Lebendigkeit, die Ausstrahlung,

bestünde er aus elektronischen Buchstaben auf einem Monitor ohne Seele. Ich brauchte einen Stift. Die Worte mussten mit einem Stift geschrieben werden. Auf dem Schreibtisch lag kein Kugelschreiber. Ich sah in den silbergrauen Rollcontainer, der zwischen meinen und den Beinen des Tisches stand. Ich öffnete jede der vier Laden. Nirgends ein Stift. In einem modernen, papierlosen Büro, in dem Arbeitsabläufe elektronisch vonstattengingen, verwendete man kein herkömmliches Schreibmaterial.

Kollers Pult war nicht papierlos. Er hatte mit Sicherheit einen Kugelschreiber. Ich stand auf und durchpflügte die Stöße auf seinem Tisch. Ich fand einen Radiergummi, eine leere Flasche Mineralwasser, eine schmutzige Kaffeetasse, eine Skateboard fahrende Ente aus einem Überraschungsei, benutzte Taschentücher und keinen Kugelschreiber.

Ich wurde zunehmend nervös. Ich musste die Gedanken zu Papier bringen, solange sie mir gegenwärtig waren. Die Sache kam mir zu wichtig vor, um sie an einem Stift scheitern zu lassen.

Hektisch öffnete ich die Laden des Rollcontainers meines Kollegen, der nicht versperrt war. Ich fand Schreibblöcke, Autozeitungen, eine Dose mit Eiweißpulver, eine Flasche des penetranten Parfums und keinen Kugelschreiber.

Ich durchsuchte den Kasten mit den Schiebetüren, in dem sich bunte Ordner mit alten Tabellen befanden, und den Garderobenschrank. Im ganzen Büro war kein Stift zu finden. Wie sollte ich die Worte aufschreiben, wenn ich kein Schreibwerkzeug hatte? Keinen Kugelschreiber, keinen Bleistift, keinen Filzschreiber, keinen Faserstift, keinen Füllhalter, keinen Leuchtstift?

Ich kratzte mich am Kinn und dachte nach. Ich brauchte einen Kugelschreiber. Ich musste mir einen besorgen. Ein Mangel. Eine Aufgabe.

ABSCHNITT 2 – DIE WEIGERUNG

„Der Held zögert, dem Ruf zu folgen, weil es gilt, Sicherheiten aufzugeben.“

Ich stand vor meinem Schreibtisch, der schwarze Sessel hinter mir, und starrte den Monitor an. Um den Kugelschreiber zu besorgen, der von größter Wichtigkeit war, musste ich das sichere Büro verlassen. Der dunkle Raum, das Habitat für vierzig Stunden die Woche, die risikofreie Unterkunft, die mich vom Treiben des Büroalltags fernhielt, war meine schützende Höhle.

Von der Heizung erwärmt, bildete er ein angenehmes Gegenstück zu den kalten Gängen vor der weißen Tür. Die Dunkelheit bot Schutz vor der grellen Wirklichkeit des restlichen Hauses. Sollte ich den Text, die Botschaft, mit dem Computer schreiben und ausdrucken? In einer Schriftart, die meiner Handschrift glich? Reichte das, um die Seele des Geschriebenen zu erhalten?

Wenn ich das Büro verließ, müsste ich mit anderen Kollegen in Kontakt treten. Mich mit Mitarbeitern auseinandersetzen, die nicht auf mein Wohlergehen achteten. Die mit Wünschen und dem Willen, Smalltalk zu machen an mich heranträten. Heranstürmten. Sie erschienen mir wie Monster, wie Vampire, die nicht Blut, sondern Energie aufsaugten. Sie wollten mich mit ihren belanglosen Geschichten ablenken, um währenddessen meine emotionale Kraft abzuzapfen. Mit ihren mitleidserregenden Erlebnissen Mitgefühl provozieren. Nicht zuletzt wollten sie Arbeit auf mich abschieben, um mehr Zeit zum Pflegen sozialer Kontakte zu haben. Sie kämen mir entgegen und grüßten freundlich. Bewürfen mich mit Erzählungen über ekelige Krankheiten. Über ihre lieben und verzogenen Kinder. Über neue Anschaffungen, bei deren Anwendung sie Hilfe benötigten, weil sie im Vorfeld zu wenig Informationen eingeholt hatten. Über die letzten Urlaube und wie schlecht oder schön diese waren. Über herausragende Leistungen, die hauptsächlich darin bestanden, sich

bei ihrem Chef einzuschleimen und fünf Minuten Arbeit als eine vorzeitig erledigte Lebensaufgabe zu verkaufen. Sie erzählten Geschichten über nette Kollegen und fänden unweigerlich Punkte, die sie an ihnen kritisieren konnten. Sie verurteilten Mitarbeiter für Verhaltensweisen, die sie in gleicher Weise an den Tag legten.

Mit wurde schwindlig, als ich an die Scheinheiligkeit und das Gutmenschentum dachte, dass mir beim Verlassen meiner Höhle entgegenschlüge. An den Narzissmus und die Suche nach dem eigenen Vorteil. An die Belegschaft mit besonderen Bedürfnissen, wie es politisch korrekt hieß, die gleichbehandelt werden wollte. Sie wussten, alle Hebel in Bewegung zu setzen, wenn eine Kleinigkeit nicht nach ihren Vorstellungen erledigt wurde und ihnen die gewünschte Aufmerksamkeit verwehrt blieb. Wenn sich die Mehrheit nicht nach den Wünschen einzelner richtete.

Was waren diese Begehren, geboren aus Selbstsucht und Eigennutz, gegen mein einfaches Bedürfnis nach einem Kugelschreiber? Was

müsste ich durchmachen, welche Qualen durchleben, bevor ich zu dem Schreibwerkzeug käme?

Der Gedanke wurde mir unerträglich. Schweiß stand mir auf der Stirn. Ich setzte mich. Im Büro war ich geschützt vor den rücksichtslosen Angriffen der Monster, getarnt als zuvorkommende, einfühlsame Kollegen. Die jeden sofort unterbrachen, wenn von Gefühlen, Wünschen und Erlebnissen berichtet wurde, um die eigenen Geschichten zu erzählen. Die meinen Worten lauschten, um einen Punkt zu finden, an dem sie einhaken konnten, um ihren verbalen Erguss zu Besten zu geben.

Ich hatte probiert, Kontakt herzustellen. Ich scheiterte. Gab auf. Wussten sie nicht, wie anstrengend sie waren? Wie sie mir den Verstand raubten, indem sie wertvolle Gedanken mit ihrem Sprachmüll verdrängten? Warum taten sie das? Aus Einsamkeit? Hatten sie das Bedürfnis, sich jedermann mitzuteilen? Mit jeder Geringfügigkeit? Ich war nicht einsam. Ich war mir genug. Die Auseinandersetzung mit den Problemen der

anderen widerte mich an. Zumal meine problemlosen Zeiten rar gesät waren und ich sie genoss. Die Sicherheit meiner Höhle aufgeben? Nein. Ich brauchte einen Kugelschreiber. Der Text, den ich damit zu Papier bringen wollte veränderte das Denken der Menschen. Offenbarte ihnen eine differenzierte Sichtweise. Zu welchem Preis? Mein Magen spielte bei dem Gedanken vor die Tür zu treten verrückt. Ich hatte das Gefühl, mich übergeben zu müssen, überhäufte mich jemand mit Belanglosigkeiten. Ich sollte gehen. Die Hände wurden kalt und zitterten. Ich zögerte, nicht bereit, mein sicheres Büro aufzugeben.

Ende der Leseprobe

Wird er seine schützende Höhle verlassen? Was wird er auf der Suche nach dem Kugelschreiber erleben und wie wird die Reise sein Leben beeinflussen? Was beinhaltet die geheimnisvolle Botschaft?

Wenn Sie weiterlesen wollen:

Der Kugelschreiber – Eine klassische Heldenreise

ist als Taschenbuch, Hardcover oder E-Book (ePub und Kindle) unter den im Impressum und am Buchrücken angegebenen ISBN-Nummern im Buchhandel erhältlich.

Einem ängstlichen Beamten fehlt der dringend benötigte Kugelschreiber, um eine wichtige Botschaft zu notieren. Er begibt sich auf die Suche und findet nicht nur einen Stift, sondern auch ein neues Leben.

Lesen Sie die ungewöhnlich interpretierten zwölf Abschnitte der klassischen Heldenreise nach Joseph Campbell (1904-1987) und erleben Sie, wie ein einfaches Schreibgerät die Welt eines Menschen verändern kann.

Erschienen im tredition-Verlag.

ISBN:

Taschenbuch: 978-3-7345-5826-9

Gebunden: 978-3-7345-5827-6

E-Book: 978-3-7380-2404-3

© Riccardo Rilli – www.rilli.at